



SWR2 E s s a y

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Günter Maurer

Sendung: 28.09.2009, 22.05 – 23.00 Uhr

**Das Beben der Diskurse - Anmerkungen zum Konfessionskrieg um
Naturkatastrophen**

Von Gerhard Fitzthum

Sprecher 1: Uschi Illert

Sprecher 2: Berndt Hahn

Sprecher 3: Michael Speer

Produktionsnummer: 1002003

**Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.**

© by the author

Einen Mitschnitt dieser Sendung können Sie unter der Telefonnummer 07221/929-6030 bestellen.

Spr. 1

Naturkatastrophen sind schrecklich, aber beliebt - solange man nicht selber betroffen ist. Besonders beliebt sind sie bei den Fernsehanstalten. Die grausigen Bilder sprechen für sich. Man muss das Geschehen nicht künstlich aufblähen, um die Zuschauer tiefer in die Sessel zu drücken und sie damit im Programm zu halten. In der Naturkatastrophe präsentiert sich die Welt, wie sie auf dem Bildschirm im Idealfall ist: elektrisierend, bestürzend, skandalös - so aufwühlend, dass auch der Unbetroffene nach Atem ringt. Mehr als jeder Umweltskandal und jede Bankenkrise decken derartige Ereignisse den Aufregungsbedarf in einem rundum abgesicherten, ereignislosen Alltag. Zudem gestatten sie die Suche nach einem Schuldigen, die sich ebenfalls bestens eignet, von den eigenen Sorgen und Nöten abzulenken.

Spr. 2

Aber wie bei einer Naturkatastrophe nach Verantwortlichen suchen? Wer sollte denn Schuld haben, wenn ein Erdbeben 60000 Menschen dahinrafft? Wer steckt dahinter, wenn ein Tsunami das indonesische Meer höher als je zuvor steigen lässt? Und wer gehört auf die Anklagebank, wenn an Oder und Elbe die Dämme brechen?

Spr. 1

So widersinnig die Schuldfrage angesichts von Naturkatastrophen zunächst scheinen mag, für letztere - die Überschwemmungen in Mitteleuropa - liegt die menschliche Mittäterschaft längst auf der Hand: Weiträumige Flächenversiegelungen, Flussbegradigungen und Trockenlegungen von Auengebieten provozieren voraussehbare Überflutungen, die man dann zu 'Jahrhunderthochwassern' erklärt. Auf die Natur allein kann sich hier niemand mehr ausreden.

Spr. 2

Dass die Frage nach der menschlichen Verantwortung immer aufdringlicher wird, hat noch einen weiteren Grund: Mit zunehmender Beherrschung der Natur wächst die Erwartung, dass diese tatsächlich auch beherrscht wird. Sind etwa Frühwarnsysteme auf dem Markt oder gar schon irgendwo in Anwendung, so wirkt es als Skandal, wenn man ausgerechnet dort, wo sich die Überschwemmung ereignete, geglaubt hatte, sich die Kosten für die Installation sparen zu können - auch wenn sich an dieser Stelle nie zuvor eine entsprechende Flut ereignet hatte. Durch technischen Fortschritt zur potenziellen Unglücksverhinderung ermächtigt, wird das Mögliche zur Pflicht und der Nichtanwender zum gewissenlosen Subjekt, der den Tod seiner Mitmenschen billigend in Kauf nimmt.

Spr. 1

Nahezu folgerichtig wird jetzt auch bei Springfluten, Tornados und Lawinenabgängen nach Schuldigen Ausschau gehalten. 'Klimawandel' lautet das Stichwort: Das Wissen um den anthropogenen Treibhauseffekt gestattet es, die Natur im Falle meteorologischer Anomalien freizusprechen und stattdessen Kraftwerksbetreiber, Autofahrer und Flugreisende anzuklagen.

Die Folge ist eine permanente Selbstüberforderung, die hysterische Züge annehmen kann: Die Menschheit hält sich inzwischen für mächtig genug, das Weltklima zu kippen, wobei es sich vermutlich nicht einmal um einen neuen Höhepunkt menschlicher Allmachtsphantasien handelt, sondern um eine traurige Wahrheit - um das lebensweltliche Endergebnis genau dieser Vermessenheit, das praktische Resultat einer so unreflektierten wie ungebremsten Machtergreifung über das Andere der Natur.

Spr. 2

Im Strudel solcher Zuweisungsprobleme geht der Naturkatastrophe zunehmend ihr Kardinalmerkmal verloren, gerade nicht vom Menschen

verursacht zu sein. Vom Schicksal zum Machsall geworden, fällt sie nun auch in den Zuständigkeitsbereich des Einzelnen. Der wiederum scheint sich von dem damit verbundenen Verantwortungsdruck nur noch auf zwei Weisen entlasten zu können: entweder durch das beliebte Denkmuster, dass in Sachen Umweltverschmutzung nicht der Einzelne, sondern die Menschheit als Ganze schuld ist, oder dadurch, dass er statt sich selbst jeweils Andere belastet, kurzsichtige Politiker etwa oder Geschäftemacher aus der Wirtschaftswelt.

Spr. 1

Arbeit gibt es bei einer Naturkatastrophe deshalb nicht nur für die Helfer von Heer und Katastrophenschutz, sondern auch für Gutachter, Fachwissenschaftler und die selbsternannten Experten der Journalistenzunft. Noch bevor alle Toten geborgen sind, melden sie sich zu Wort, bestimmen Ursachen und Zusammenhänge, werfen Schuld- und Grundsatzfragen auf, zumindest in der westlichen Welt. Sofern nicht `nur` randständige Dritte-Welt-Regionen betroffen sind, entsteht hier eine allgemeine Aufregung, die von den Medien wirksam verbreitet wird und nicht immer ganz verständlich ist. Selbst Erdbebenopfer werden nun zu Opfern menschlichen Fehlverhaltens stilisiert: Man stürzt sich auf die Frage mangelhafter Vorsorgemaßnahmen, geißelt Bürokratismus und Vetternwirtschaft und enthüllt organisatorische Schwächen bei der Rettung.

Spr. 2

Beim letzten Erdbeben in der Türkei hatte man damit noch leichtes Spiel. Offenbar waren wirklich nur solche Häuser eingestürzt, die unter Umgehung der Sicherheitsvorschriften gebaut worden waren. Auch in L'Aquila waren im Frühjahr 2009 verdächtig viele öffentliche Gebäude betroffen, deren baulicher Zustand wohl nie überprüft worden war. Allerdings kollabierten auch ganz normale Einfamilienhäuser und die berühmte Kirche, die die Jahrhunderte unbeschadet überstanden hatte. Im japanischen Kobe war die Situation noch

komplizierter, hatten die Urgewalten der Natur hier doch eine technikstrotzende Industriestadt niedergestreckt. Aber selbst dort wurden die Berufsankläger aus der Medienwelt fündig: Schuld am Tod so vieler Menschen habe ein anonymes, gleichwohl von Menschen geleitetes System: Der zentral gesteuerten japanischen Beamtenstaat, der sich immer wieder als unfähig erweise, realistische Katastrophenpläne zu erstellen.

Spr. 1

Seltsam ruhig blieb es dagegen zunächst beim Tsunami in Südostasien. Die Fragen, warum die strandnahen Hotel- und Bungalowsiedlungen der Sturmflut nicht stand hielten, die Menschen nicht rechtzeitig vorgewarnt wurden und keine Rettungspläne für den Fall eines solchen Ereignisses bereit lagen, wurden zunächst kaum gestellt. In erster Linie wohl, weil unter Touristen stets eine Menge Hobby-Filmer sind, die ausreichend Bildmaterial lieferten, mit denen man das visuelle Primärinteresse der Zuschauer befriedigen konnte; vielleicht aber auch, weil selbst der abgefeimteste Beschuldigungsprofi einsehen musste, dass sich hier Kräfte entfesselt hatten, die selbst mit geeigneten Vorsorgemaßnahmen nicht vollends in den Griff zu bekommen gewesen wären.

Spr. 2

Dagegen hatte der alpine Lawinenwinter 2000 eine regelrechte Beschuldigungswave ausgelöst: Das österreichische Bundesheer sei schlechter ausgerüstet als jede Pfadfindergruppe, intonierten damals die Tourismusmanager. Umgekehrt gaben Urlaubsgäste und Journalisten geldgierigen Wirten und Kurdirektoren die Schuld dafür, dass zuerst die Lawine kam und dann die Evakuierung. Solche Kritik ist leider fast immer berechtigt, besonders im devisensüchtigen Österreich, wo die Bürgermeister längst zu stummen Anhängseln von Tourismus-Kartellen geworden sind, die keinen Gast am Tal vorbeifahren lassen möchten. Aber über all dem Beschuldigen scheint man das Wesentliche zu vergessen: dass es die Natur

ist, die zugeschlagen und nicht etwa zurückgeschlagen hat. In diesem Fall hätte eigentlich nachdenkliches Schweigen an die Stelle von lautem Besserwissen zu treten.

Spr. 1

Doch täuscht sich, wer die flagrante Aufgebrachtheit nach der Katastrophe für das Produkt multimedial organisierter Technokratien hält, auf die der Erfolg der Naturbeherrschung zurückzuschlagen beginnt. Der Blick in die europäische Geistesgeschichte zeigt das Gegenteil: Auch im 18. Jahrhundert, als von der Manipulierbarkeit der Naturgewalten noch keine Rede sein konnte, war man fern davon, entsprechende Ereignisse als schicksalhaft hinzunehmen. Statt nach Beseitigung der Schäden alle Energien auf das Ergreifen angemessener Vorsorgemaßnahmen zu werfen, begann man auch damals stets, sich auf die Suche nach weitreichenden Erklärungen, nach der Lesbarkeit des Unheils, nach einem Sinn der Katastrophe zu machen. Weil man unterstellt hatte, dass die Natur ein ausgeklügeltes System von Nützlichkeiten ist und deshalb mit menschlichen Ansprüchen jederzeit kompatibel bleibt, war man nicht nur Opfer der Natur, sondern auch Opfer der eigenen Ideologie geworden - und das musste bearbeitet, bewältigt, kaschiert werden. Um zu verstehen, warum Naturkatastrophen auch heute noch soviel rhetorischen Zündstoff bergen, bedarf es des Blicks in diese Geschichte. Nichts wäre falscher als zu glauben, es brauche weltumspannende Massenmedien, um einen Wettstreit des Besserwissens auszulösen.

Spr. 2

Das mit Abstand prominenteste Beispiel ist das Erdbeben von Lissabon. Es ereignet sich am 1. November 1755 um neun Uhr fünfzig vormittags. Drei kurze Erdstöße legen die europäische Metropole in wenigen Minuten in Schutt und Asche - zu einem Zeitpunkt, da sich die meisten Einwohner in den Kirchen der Stadt befinden. Es ist Feiertag, Allerheiligen. Die Gläubigen werden unter den Mauern ihrer Gotteshäuser begraben. Die gebildete

Menschheit ist fassungslos. Der tektonischen Erschütterung folgt eine zweite: die Erschütterung des Diskurses.

Spr. 1

Kaum überraschend, sind es zunächst die Zeitungsmacher, die die Sache an sich reißen und ihre Gazetten mit dramatischen Schilderungen, Augenzeugenberichten und allerlei Gerüchten füllen. Natürlich werden tragische Einzelschicksale strapaziert und voyeueristisch ausgekostet. Auch die Dichter treten auf den Plan und sorgen mit erbaulichen Oden und Lehrgedichten für gehobenere Unterhaltung. Fehlen schon hier niemals Hinweise auf das jüngste Gericht und rhetorische Fragen nach Schuld und Sünde des Menschen, so lassen Vertreter der Kirche natürlich erst recht keinen Zweifel daran, dass es sich bei der vermeintlichen Naturkatastrophe um ein göttliches Strafgericht gehandelt habe, die Bewohner Lissabons ihre Vernichtung also ganz offenbar verdient hatten. Für den Klerus ist das zum Weltereignis stilisierte Erdbeben ein gefundenes Fressen: Es bestätigt die theologische Doktrin und lässt sich unschwer moralisch interpretieren, was die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen ohnehin tut. Noch in Frankfurt werden spezielle Buß- und Betttage eingerichtet, um aus dem Fingerzeig von Oben Lehren zu ziehen und für die eigene Stadt um Verschonung zu bitten. Von der Behandlung der Naturkatastrophe als Naturkatastrophe kann keine Rede sein.

Spr. 2

Die Philosophen der Zeit haben es freilich schwerer: Zwar gehört auch bei ihnen ein höchstes Wesen zum argumentativen Rüstzeug, doch im Unterschied zu den Theologen müssen sie versuchen, die Ereignisse *natürlich* zu erklären: ohne Zuhilfenahme eines allzu personalen, strafenden oder belohnenden Gottes. Die zentralen Fragen der Zunft lauten nun: Wie sind unter den gegebenen Umständen noch die Gottesattribute der Allmacht und der Güte miteinander vereinbar? Wie vernünftig ist eine Schöpfung, die

auf die Menschen so wenig Rücksicht nimmt? Muss man seine Theorie revidieren, nur weil sich die Natur so widerspenstig zeigt? Diese Fragen stellen sich deshalb so aufdringlich, weil man eine Antwort hat, an deren Richtigkeit bislang kein Zweifel aufgekommen war: Die Lehre von der Besten aller möglichen Welten.

Spr. 1

In der kontinentalen Philosophie zeichnete Leibniz für diese Denkfigur verantwortlich. Der berühmte Mathematiker hatte er schon 1710 eine Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel in der Welt vorgelegt, die sogenannte "Theodizee". Um den Schöpfer vom Vorwurf zu entlasten, er überschütte seine Ebenbilder mit ungerechtfertigten Leiden, kam Leibniz auf die Idee, die Übel in den Rang des Vernünftigen zu heben. Sie seien nicht nur deshalb notwendig, weil die Welt vom Schöpfer verschieden, also weniger vollkommen sein müsse, sondern auch, weil sie bedeutende, funktionale Elemente dieser Welt seien. Gott ist so gesehen Uhrmacher, Ingenieur, Baumeister, der aus dem Ideenrepertoire möglicher Welten auswählen kann, dabei aber an sogenannte "ewige Wahrheiten" gebunden ist und deshalb auch die Übel zulassen muss. Ihn trifft keine Schuld, weil er nicht deren Urheber ist. Das Übel ist nun kein freischwebendes Skandalon mehr, sondern konstitutiver Bestandteil der besten aller möglichen Welten. Der Philosoph durchschaut dies und findet deshalb überall dort, wo sich der gemeine Zeitgenosse an Schädlichem und Widersinnigem stört, nur Zutragliches.

Spr. 2

Christian Wolff baute das Leibniz'sche Konzept dann zu einem allumfassenden System des Rationalismus aus, zu dem es an den Universitäten des Landes Jahrzehnte lang keine Alternative geben sollte. Dieses ging von einer durchgängigen Zweckmäßigkeit des Universums aus, von einer Harmonie, die auch dem menschlichen Verstand nicht unzugänglich blieb und deshalb Vertrauen in beides: Wissenschaft und Gott einflößte.

Spr. 1

Vor diesem Hintergrund, dem Glauben an die unerschütterliche Harmonie der besten aller möglichen Welten, erscheint das Erdbeben von Lissabon als Skandal, zumindest als Ungereimtheit, die nicht einfach hingenommen werden kann. Kein Autor, der etwas auf sich hält, kann es sich erlauben, zu dieser Provokation der Natur zu schweigen. Unter anderen machen sich nun auch Kant, Rousseau und Voltaire ans Werk, versuchen das Geschehen zu deuten, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Es geht darum, den Leibniz-Wolff'schen Optimismus entweder zu verabschieden oder seine Lehrsätze an die neue Wirklichkeit anzupassen, sie mit viel Geschick auch für den Spezialfall einer Naturkatastrophe anwendbar zu machen.

Spr. 2

Voltaire hielt ersteres für richtig und reagierte schnell: Schon in einem Brief vom 24. November 1755 gab er der Überzeugung Ausdruck, dass die Katastrophe und die ständigen Nachbeben, die den Wiederaufbau der Stadt am selben Ort in Frage stellen, mit der Idee der besten aller möglichen Welten unvereinbar seien. Zwei Wochen später, am 4. Dezember, war sein von ihm selbst auch 'Trauergebet' genanntes "Poème sur le desastre de Lisbonne" fertig. Es erweckte so großes Interesse, dass es innerhalb von nur 12 Monaten in etwa 20 Ausgaben erschien. Inhaltlich handelte es sich um eine kritische Auseinandersetzung mit dem antierenden philosophischen Grundsatz, dass die Welt auf's Ganze gesehen gut sei. Bereits im umfangreichen Vorwort bemängelte Voltaire die Phantasielosigkeit der Optimisten, sich eine bessere als die bestehende Welt nicht vorstellen zu können:

Spr. 3

"Der Autor des Gedichts über die Katastrophe von Lissabon ... empört sich gegen den Mißbrauch, den man mit dem alten Axiom 'Alles ist gut' treiben kann. Er akzeptiert jene traurige, ältere Wahrheit, die allen Menschen bekannt

ist, daß es Übel auf der Erde gibt. ... Damals, als Lissabon, Mekinès, Tetuán und so viele andere Städte mit einer so großen Zahl ihrer Einwohner verschlungen wurden, haben Philosophen über die Unglücklichen, die kaum den Ruinen entgingen, ausgerufen: ‚Alles ist gut. Die Erben der Toten werden ihr Vermögen vermehren. Die Maurer werden beim Wiederaufbau der Häuser Geld verdienen. Die Tiere werden in den unter den Trümmern begrabenen Leichen Nahrung finden. Es ist die notwendige Wirkung notwendiger Ursachen. Euer einzelnes Übel bedeutet nichts, denn ihr tragt zum allgemeinen Wohl bei.‘ Eine solche Redeweise war gewiß ebenso grausam, wie das Erdbeben unheilvoll war. Und das ist es, was der Autor des Gedichts über die Katastrophe von Lissabon sagt."

Spr. 1

Voltaire setzt menschliche Empfindung gegen den Rationalismus seiner Epoche. Das Leiden sei real, es sei durch keine noch so subtile philosophische Argumentation wegzudiskutieren oder zu rechtfertigen, es sei grundlos, unverständlich, und deshalb keine Sache des Raisonnements, sondern allenfalls des Glaubens. Die methodische Zuversicht der ‚Theodizee‘ offenbart, so wird Schopenhauer später an Voltaire anschließen, nichts anderes als "Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit."

Spr. 2

Was als anti-theoretischer Impuls erscheint, ist aus der Nähe betrachtet vor allem eine Abrechnung mit philosophischen Feinden: Voltaire pflegte eine Korrespondenz mit Friedrich dem Großen, der mit Pope's Jahrhundertvers 'all partial evil, universal good' sympathisierte. Im Jahre 1750 gab Voltaire dem Drängen des aufgeklärten Monarchen nach und bezog Quartier am preußischen Königshof. Dort kam es jedoch schnell zu Missstimmungen, besonders durch Voltaire's Polemiken gegen Maupertuis, den Berliner Akademiepräsidenten und Schützling des Königs. Voltaire zog den Kürzeren

und musste gedemütigt den Rückzug in die Schweiz antreten. Hier erreichte ihn die berühmte Preisfrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Pope'schen Optimismus aufforderte, insgeheim aber die Positionen von Leibniz und Wolff meinte. Als erklärter Feind des Akademiepräsidenten konnte Voltaire unmöglich teilnehmen, und so antwortet er indirekt mit seinem Gedicht, dessen Untertitel die Preisfrage beinahe wörtlich wiederholt: "Examen de cet axiome 'Tout est bien'".

Spr. 1

Schnell zeigte sich jedoch, dass Voltaire mit seinem Ausfall gegen eine allzu frivole Metaphysik allein auf weiter Flur stand. Kant und Rousseau jedenfalls wollten ihm nicht folgen, zogen das vertraute Denkgebäude des Optimismus vor. Sie hielten Voltaires Einwand für allzu pessimistisch, rechtfertigten somit den Zustand der Welt und damit auch die Position der Theodizee.

Rousseau, dem Voltaire umgehend ein Exemplar seines Gedichts schickte, antwortete mit einem vordergründig höflichen Brief, in dem er dem Voltaire vorwarf, dass es ihm einfach nur zu gut gehe. Der Kritisierte antwortete knapp, bedankte sich für Rousseaus Bemühungen und bemerkte - nicht ohne Witz - , dass es sein Gesundheitszustand leider nicht erlaube, sich auf ausschweifige Grundsatzdiskussionen einzulassen. Der Kontakt zwischen den beiden großen Persönlichkeiten der französischen Aufklärung brach ab, ohne jemals wieder aufgenommen zu werden.

Spr. 2

Getragen wurde Rousseaus Polemik von einem logischen Argument, das noch heute immer mal wieder gegen Voltaires Philosophenschelte vorgebracht wird: Dass alles gut sei, hieße bei den von Voltaire kritisierten Autoren gar nicht, dass das einzelne Übel geleugnet werde. Alles sei gut, heiße, das Ganze sei gut. Das Ganze erschließe sich aber nur dem

philosophischen Blick, der sich gerade nicht aus empirischen Einzelbeobachtungen speise. Was immer diese an Schrecklichem entdecken mögen: niemals könne man daraus auf eine mangelnde Ordnung im Großen und Ganzen schließen. Die vertrauenerweckende Perspektive der besten aller möglichen Welten werde von weltlichen Ereignissen gar nicht tangiert.

Spr. 1

Für Voltaire schien aber gerade dies das Problem zu sein: Eine Theorie, die sich von der menschlichen Lebenswirklichkeit emanzipiert hat und trotzdem meint, in Kategorien von Gut und Böse sprechen zu können. Drei Jahre später wird Voltaire diesen Zynismus ein weiteres mal ironisch attackieren - in seinem Roman 'Candide', dem neben Rousseaus 'Nouvelle Heloise' meistverkauften Buch des 18. Jahrhunderts. Und Rousseau, von Anwendungen des Verfolgungswahns nur selten frei, wird dieses Erfolgswerk unmittelbar auf sich beziehen und seinerseits in den Bekenntnisses bitter reklamieren:

Spr. 3

"Ich wollte mit ihm philosophieren, als Antwort darauf hat er mich verspottet".

Spr. 2

Neben dem grundsätzlichen Einwand an Voltaires Optimismus-Verständnis enthielt Rousseaus Brief aber auch noch eine Vielzahl von Einzelargumenten, besonders die aus der Leibniz-Theodizee bekannte These der Funktionalität des Übels:

Spr. 3

"Ohne Zweifel darf die materielle Welt der Planeten ihrem Schöpfer nicht lieber sein als ein einziges denkendes und fühlendes Wesen. Allein, das Gebäude dieses Weltalls, das alle denkenden und fühlenden Wesen erzeugt, erhält und fortpflanzt, muß ihm lieber sein, als ein einziges dieser Wesen. Es

kann also ungeachtet seiner Güte oder vielmehr durch seine Güte etwas von dem Glück der einzelnen Teile der Erhaltung des Ganzen aufopfern.“

Spr. 2

Im übrigen sei ein plötzlicher Tod nicht immer das Schlechteste, bisweilen sogar ein verhältnismäßiges Glück:

Spr. 3

„Von so vielen unter dem Schutt dieser unglücklichen Stadt erschlagenen Menschen sind ohne Zweifel viele noch größeren Unglücksfällen entronnen. Es ist noch ungewiß, ob ein einziger dieser Unglücklichen mehr gelitten hat, als wenn er nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in langen Bangigkeiten den Tod, der ihn jetzt überrascht hat, erwartet hätte. Kann man sich ein traurigeres Ende denken als das Ende eines Sterbenden, den man mit unnützer Pflege überhäuft, den ein Notar und die Erben nicht mehr zu Atem kommen lassen, den die Ärzte nach ihrem Belieben in seinem Bett ermorden und den barbarische Priester den Tod mit Kunst auskosten lassen? Ich meinerseits sehe allenthalben, daß das Elend, dem uns die Natur unterwirft, weit weniger grausam ist als das, was wir selber hinzutun.“

Spr. 2

In solchen Argumenten schwingt Rousseaus Zentralthese mit, durch die er noch heute bekannt ist und mit einigem Recht zur geheimen Leitfigur der Ökologiebewegung avancierte: Wie die Schöpfung insgesamt ist auch der Mensch von Natur aus gut, die meisten Probleme, die man der Natur zur Last legt, stammen in Wirklichkeit aus der Kultur, sind also hausgemacht, vermeidliche Produkte menschlichen Fehlverhaltens. Schließlich ist es im Falle Lissabons ja wohl so, schreibt Rousseau,

Spr. 3

„daß nicht die Natur dort zwanzigtausend Häuser von sechs bis sieben Stockwerken versammelt hatte und daß, wenn die Einwohner dieser großen Stadt gleichmäßiger zerstreut und leichter beherbergt gewesen wären, die Verheerung weit geringer gewesen und vielleicht gar nicht geschehen wäre.“

Spr. 1

So gesehen, erweist sich die Natur nur da als destruktiv, wo der Mensch sich über ihre Regeln hinwegsetzen zu können glaubt. Im Grunde ist für den im Schweizer Exil lebenden Spaziergänger alles in Ordnung, die Auskunft der Theodizee befriedigend, die Natur auf unserer Seite. Sie bietet ein perfektes System von Nützlichkeiten - wenn man es zu würdigen weiß. Die Schuld wechselt vom Schöpfer zu seinen Geschöpfen, sie sind es, die im Zweifelsfall angeklagt gehören.

Spr. 2

Das hoffnungslos wahre Argument, dass wir von Erdbeben nur deshalb betroffen werden, weil wir in festen Häusern leben, findet sich auch beim jungen Immanuel Kant, dem späteren Zertrümmerer der Metaphysik. In seiner schon 1756 erschienenen Schrift "Geschichte und Naturbeschreibung der merckwürdigen Vorfälle des Erdbebens" notiert er:

Spr. 3

„Es war nötig, daß Erdbeben bisweilen auf dem Erdboden geschähen, aber es war nicht notwendig, daß wir prächtige Wohnplätze darüber erbaueten. Die Einwohner von Peru wohnen in Häusern, die nur in geringer Höhe gemauert sind, und das übrige besteht aus Rohr. Der Mensch muß sich in die Natur schicken lernen; aber er will, daß sie sich in ihn schicken soll.“

Spr. 1

Die drei Erdbeben-Schriften, die Kant insgesamt publizierte, werden der 'vorkritischen' Phase des Königsberger Philosophen zugeordnet. Interpretiert werden sie als Bemühungen um eine nüchterne Beschreibung der Naturvorgänge. Doch sie haben nicht - wie vielfach angenommen wird - die naturwissenschaftliche Erdbebenforschung initiiert. Mehr als zehn Abhandlungen zu diesem Thema waren bereits im Umlauf und Kant hat sich hier nur einem bereits publizierten Erklärungsversuch, dem von Lemery, angeschlossen.

Spr. 2

Noch falscher ist allerdings die nicht weniger verbreitete Annahme, es handele sich ausschließlich - oder auch nur primär - um wissenschaftliche Beiträge. Die mit naturwissenschaftlichen Hypothesen gespickten Erörterungen stehen vielmehr im Gravitationsfeld und im Dienste der Theodizee, der sich der damals 31-Jährige noch voll und ganz verpflichtet fühlte. Alexander Pope gehörte in dieser Zeit zu Kants Lieblingsschriftstellern. Für seine erste große Publikation "Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" hatte er Motti aus Popes "Essay on Man" gewählt und damit seine Verbundenheit mit dem philosophischen Optimismus einmal mehr unterstrichen.

Spr. 1

Kant nimmt nun die Rolle des Naturforschers ein, möchte die Sache von ihrer physikalischen Seite her betrachten, die Katastrophe normalisieren - damit sie nicht das metaphysische Weltbild ins Wanken bringt. Auch für ihn ist das Übel wohlgemeint, nützlich, nur sei diese Nützlichkeit bei Naturereignissen von der Größenordnung eines Erdbebens nicht so leicht zu erkennen. Vielleicht seien die "schwefelichten Dämpfe", die auf diese Weise an die Erdoberfläche kämen, das nötige "Gegenmittel gegen die tierischen Ausdünstungen", die

uns hier oben früher oder später zu ersticken drohten. Zudem habe die Betrachtung solch schrecklicher Zufälle auch einen großen pädagogischem Nutzen:

Spr. 3

„Sie demütigt den Menschen dadurch, dass sie ihn sehen lässt, er habe kein Recht oder zum wenigsten, er habe es verloren, von den Naturgesetzen, die Gott angeordnet hat, lauter bequemliche Folgen zu erwarten, und lernt vielleicht auch auf diese Weise einsehen, dass dieser Tummelplatz der Begierden billig nicht das Ziel aller seiner Absichten enthalten sollte.“

Spr. 2

Kleinigkeiten wie das Hinweggerafftwerden von 10 000 bis 60 000 Menschen stehen deshalb nicht im Widerspruch zur Wohlgeordnetheit des Ganzen und zu Herrlichkeit, Güte und Weisheit seines Schöpfers. Wie vor ihm Leibniz möchte auch Kant die Übel von ihrer besten Seite zeigen und demonstrieren, dass sie nicht als Einwand gegen die Idee der besten aller möglichen Welten taugen. Deswegen ist es kaum verwunderlich, beim Königsberger Philosophen auch noch die zweite einschlägige Argumentationsfigur der Leibniz-Theodizee wiederzufinden - die der Kompensation. Erdbeben sind für ihn auch deshalb nicht so schlimm, weil der Schaden, den sie anrichten, durch Vorteile kompensiert wird, die sich sonst nicht hätten einstellen können. Als Hauptbeleg dient ihm der Befund, dass durch die Erschütterungen am südwestlichen Ende Europas die Heilquellen im böhmischen Töplitz nach kurzem Versiegen einen deutlich kräftigeren Zustrom erhielten.

Spr. 3

"Die Einwohner dieser Stadt hatten gut *te deum laudamus* zu singen, indessen dass die zu Lissabon ganz andere Töne anstimmten",

Spr. 2

schreibt er. Es handelt sich hierbei um das Bonum-durch-Malum-Argument, das der Philosoph Odo Marquard als gängige Argumentationsfigur der Aufklärungsphilosophie herausgearbeitet hat: Tausende von Menschen werden in Lissabon von herabfallenden Häuserdecken erschlagen oder verbrennen bei lebendigem Leibe: malum. Dafür kann man andernorts jetzt aber im Heilwasser baden: bonum. So gerecht ist die Vorsehung!

Spr. 1

Wie Rousseau bewegt sich also auch der Kant der sogenannten 'vorkritischen Phase' noch in einem sinnhaften Ganzen, in dem auch die Natur positiv auf den Menschen bezogen bleibt. Seine Welt ist in Ordnung, das Argumentationsgefüge der Theodizee überzeugend: Zum einen ist das Übel ein wichtiges Element im Funktionssystem der besten aller möglichen Welten, also sinnvoll, zum anderen wird es kompensiert. Das entzieht vorschnellen Klagen das Recht und macht jede Dissonanz zu einer scheinbaren. Die Natur bleibt eine nützliche Einrichtung im Sinne und Dienste des Menschen. Das vordergründig schädliche Ereignis passt wieder ins Konzept, die heile Welt der Ideen ist einmal mehr gegen die Schrecken der Empirie gesichert.

Spr. 2

Heute sieht man eintretende Naturkatastrophen natürlich nüchterner: Kaum jemand wird sie jetzt noch als Wegweiser in ein besseres Jenseits preisen oder sich auch nur trauen, öffentlich von einem Sinn der Katastrophe zu sprechen. Abgesehen freilich von jenem handlungstechnischen Sinn, den man immer postulieren kann, dass sich nämlich die Menschen in Zukunft – nach Möglichkeit - etwas besser vorbereiten. Immerhin werden in der Türkei jetzt die Bauvorschriften schärfer kontrolliert, immerhin hat man in Österreich ein paar größere Rettungshubschrauber angeschafft, immerhin wurde in Indonesien jenes Frühwarnsystem installiert, das man beim Tsumani so

dringlich gebraucht hätte. Und vielleicht werden demnächst sogar in Italien Gutachter ausgeschickt, um die Einhaltung der Bauauflagen zu überprüfen.

Spr. 1

Ist der heutige Umgang mit Naturkatastrophen aber wirklich so aufgeklärt? Ist mit der Abstinenz in metaphysischen Großtheorien auch der Glaube an die Rückbeziehbarkeit der Katastrophe auf uns fallen gelassen, der Voltaire protestieren und Kant und Rousseau abwiegeln ließ? Werden Naturkatastrophen nun als Naturkatastrophen betrachtet, oder geht es auch nach wie vor nicht ohne rhetorische Überreaktion - eine Überreaktion, die bezeugt, dass nicht nur Wohnhäuser, sondern auch Denkgebäude vor Flutung und Einsturz bewahrt werden müssen?

Spr. 2

Auf dem Spiel steht in der Tat das, was man die weltanschaulichen Grundfesten der modernen Zivilisation nennen könnte - das Vertrauen auf die technische Beherrschbarkeit der Welt, die bleierne Alltagssicherheit des homo faber. Keine anderen Mächte neben sich dulgend, wirkt dieser irritiert, wenn die Natur sich kraftvoll zurückmeldet. In Form von Katastrophen, die gleichsam von selbst geschehen, ohne menschliches Zutun? Und hieße das nicht anzuerkennen, dass das weltgeschichtliche Programm des Alten Testaments, sich die Erde untertan zu machen, immer noch nicht erfüllt ist, der Mensch sich am Höhepunkt seiner Alleinherrschaft die ertzthilige Ohnmacht eingestehen müsste? Die latente Verunsicherung sucht sich ihr Ventil: Es kommt zu einer signifikanten Erhöhung verbaler Bewältigungsversuche - am Stammtisch, in der U-Bahn, aber auch im Feuilleton der seriösen Presse.

Spr. 1

Idealtypisch betrachtet, melden sich hier stets zwei Fraktionen zu Wort, um mit diametral entgegengesetzten Erklärungsmustern aufeinander loszugehen. Beide fühlen sich durch das Ereignis zu Stellungnahmen provoziert und versuchen es auf die eine oder andere Weise zu einer Bestätigung der eigenen Weltanschauung umzumünzen. Für die einen signalisiert die Katastrophe in aller Drastik, wohin die unbedachte Ausbeutung der Ressourcen zwangsläufig führen muss, dass die Natur sich zu wehren beginnt, wenn wir sie so rücksichtslos behandeln wie bisher. Das tektonische oder meteorologische Ereignis erscheint hier als Warnung, als lesbare Botschaft der Natur, dass sie nur dann kooperativ bleibt, wenn wir uns an sie anpassen, statt die Anpassung von ihr zu erwarten - eine Vorstellung, die man guten Gewissens rousseauistisch nennen kann.

Spr. 2

Die andere Fraktion findet sich in der gegenteiligen Ansicht bestätigt, dass die menschlichen Lebensmöglichkeiten der Natur abgerungen sind und dieser stets von Neuem abgerungen werden müssen. Für sie hat sich einmal mehr erwiesen, dass das Dasein des Menschen ein unentwegter Kampf gegen die Natur ist und die Idee eines einvernehmlichen Gebens und Nehmens ein abenteuerliches Miss-Verständnis birgt. Wer derart von einer fundamentalen Gegnerschaft zwischen Mensch und Natur überzeugt ist, kann entsprechende Konfliktsituationen auch gleich im Vokabular der Kriegsberichterstattung schildern. Im „Spiegel“ etwa war im Zusammenhang mit der Lawinenkatastrophe in den Alpen die Rede davon, dass es „auch im Frieden gefährlich an der Lawinenfront bleibt“. Die Lawinenforscher von Davos firmieren hier als "wissenschaftliche Elitetruppe im Nahkampf gegen den Schnee", und im Winter "bombardieren die Experten die Hänge mit Sprengstoff aus Panzergranaten." Zu Ende gedacht führt das zu einer Position, die jede Gefühlsduselei in Sachen Natur ein für allemal beendet

sehen möchte. Offen ausgesprochen wurde die weltanschauliche Grundlage dieser Position in einem Beitrag der „Süddeutschen Zeitung“:

Spr. 3

„Wir befinden uns im Dauerkrieg mit der Natur und nicht in einem Fürsorge- und Pflegeverhältnis, und es wäre für unsere Zukunft fatal, wenn wir für die Pflege mehr Erfindungsgeist aufwendeten als für die Entwicklung einer noch höheren Stufe der Unabhängigkeit. Das konsequente Ziel wäre die Abschaffung der Natur, keine Renaturierung also, sondern ein weiterer Schritt in Richtung auf eine virtuelle Natur.“

Spr. 1

Das hört man in einer Zeit, in der der Mensch als Verursacher der Klimaerwärmung überführt scheint, nicht gerne. Was die Medien anbelangt, so sind die Vertreter solch unromantischer Argumentationsfiguren seit langem in der Minderheit. In klarer Übermacht sind heute ihre Gegner, die Exponenten der 'ecological correctness', die späten Rousseauisten also. Naturkatastrophen passen ihnen nicht in den Kram, weil sie den Planeten als gefährlichen Fremdkörper erscheinen lassen, also dem Ansehen der Natur und damit dem eigenen theoretischen Überbau schaden. Dieser Überbau ist metaphysisch, enthält er doch die unausgesprochenen Unterstellung, dass im Grunde alles in Ordnung, die Natur die eigentlich haltgebende, menschenfreundliche Größe und die Katastrophe vor allem auf menschliches Fehlverhalten zurückzuführen ist.

Spr. 2

Im Falle der Jahrhunderthochwasser an Oder und Elbe hatte man mit diesem Ansatz freilich leichtes Spiel. Er war gleichsam doppelt abgesichert: Einmal

durch die Tatsache, dass man die betroffenen Flüsse in den letzten hundert Jahren rigoros begradigt und ausgebaut und damit die nötigen Retentionsräume beseitigt hatte. Zum anderen durch den selbstverursachten Klimawandel, aufgrund dessen mehr Wasser in kürzerer Zeit herabgeregnet sei als dies gewöhnlich von Natur aus geschehe. Der haltsuchende Rousseauist nimmt solche Erklärungsoptionen dankbar an. Aus Angst davor, mit unerklärlichem Unheil konfrontiert zu werden, stürzt er sich auf vermeintlich Mitschuldige: unverantwortliche Politiker, blauäugige Technokraten und bürokratische Verwaltungsfunktionäre. Um die Natur zu entlasten, also keinen Zweifel an der Zuträglichkeit der Welt aufkommen zu lassen, muss der Mensch zum eigentlichen Störenfried erklärt werden - wobei natürlich immer nur die anderen Menschen gemeint sind: die Techniker und Natur-Wissenschaftler, die Ingenieure der zivilisatorischen Moderne - oder eben Provinzpolitiker und Dorfkaiser, die mit der Bebauung von Lawenstrichen und Talauen das Schadensrisiko ja tatsächlich erhöht haben.

Spr. 1

Dass in dieser Position noch Elemente aus der Konkursmasse religiöser Zuversicht, die Selbstbeschwörungsformeln des 18. Jahrhunderts, wirksam sind, leidet keinen Zweifel: Rousseau hatte die Katastrophe als verdiente Folge für die menschliche Missachtung der Konstitutionsbedingungen der Besten aller möglichen Welten gelesen. Unbeirrbar optimistisch ging er von einer pro-menschlichen Wohlordnung aus, in die man sich einfügen muss, damit die Welt sein kann, was sie im Grunde ist: Eine zwar nicht allein auf den Menschen zielende, diesen aber zuverlässig mitberücksichtigende Einrichtung. Weil am vorgängigen Sinn dieses Ganzen notwendig jedes Teil partizipiert, kann die Anklage gegen die Natur bzw. was damals noch auf eines hinauslief, gegen Gott, fallengelassen werden.

Spr. 2

Auch dem heutigen Rousseauisten geht es um die Rechtfertigung der Natur, nur, dass er die Natur nicht mehr als Qualitätsprodukt eines weisen Schöpfers, sondern als eigendynamische Instanz begreift, die keines ihrer Geschöpfe vernachlässigt und allen gleichermaßen Platz bietet, auch dem Menschen - wenn er dem planetarischen Leben mit Ehrfurcht begegnet und die ökologischen Gleichgewichte nicht durcheinander bringt. Für die Angemessenheit dieser Harmonie-Erwartung gibt es keinen wirklichen Beleg. Der moderne Rousseauist versucht nichts anderes, als ein an die Annahme eines gütigen Schöpfers gebundenes Vertrauen in eine profane Welt hinüberzuschwindeln. Streicht man - wie das in den modernen Öko-Positionen ja in aller Regel geschieht - den außerweltlichen Sinngabe, so wird aber auch dessen Schöpfung, die Natur, sinnlos. Sinnlos meint dann nicht verwerflich, sondern ganz unspektakulär: ohne zugrundeliegende Absicht, ohne vorgängiges Konzept der Handlungsrationalität, dem unser Verstand auf die Spur kommen und sich dabei selbst applaudieren könnte. Naturkatastrophen sind nun das, was sie immer schon sind: natürliche Vorkommnisse, die ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen und eben nicht auf den Menschen zurückzubeziehen sind. Sie bedeuten nichts mehr, passen schon deshalb nicht mehr in das Konzept eines philosophisch abgesicherten Einvernehmens zwischen Mensch und der ihn umgebenden Natur, weil sie quer liegen zu jeder Theorie, auf dem Wege des Raisonnements nicht zu vermessen sind. Katastrophal sind sie nicht nur in physikalischer Hinsicht, sondern auch und gerade deshalb, weil die Natur hier evidenterweise nicht unsere Sprache spricht, sich unserer gedanklichen und praktischen Verfügung entzieht - und deshalb auch nicht zu rechtfertigen ist.

Spr. 1

Die Anti-Rousseauisten, die Verfechter des immerwährenden Kampfes mit der Natur, scheinen da weitaus realistischer. Schließlich betrachten sie diese nicht mehr als beruhigendes Ordnungsgefüge im Sinne des Menschen. Doch

indem sie die Natur zur Gegenspielerin stilisieren, bleiben auch sie dem Sprachspiel der Theodizee verhaftet. Um das Fehlen einer prästabilen Harmonie als Feindlichkeit zu interpretieren, muss man die Erwartung haben, dass die Natur mit unseren Nutzungsinteressen im Einklang steht und stehen sollte. Das jedoch ist eine Über-Erwartung, die bestens zu der Gesellschaft passt, in der sie sich artikuliert - diese Über-Erwartung ist das schwindelerregende Ergebnis jener Rationalisierung christlicher Auserwähltheits-Phantasien, die sich selbst als 'age of enlightenment', als 'Aufklärung' missverstand. Die Betrachtung der Natur als unerbittliche Gegenmacht bietet nicht die nüchtern-sachliche Alternative zur metaphysischen Weltverklärung, sondern deren stillschweigende Fortsetzung. Statt Ergebnis eines nüchternen wissenschaftlichen Weltbildes zu sein, ist sie Ausdruck einer kulturspezifischen Selbstbezüglichkeit.

Spr. 2

Dazu kommt, dass diese Interpretation keine unschuldige, bloß theoretische ist, sondern immer auch praktische Bewandnis hat: Sie legitimiert die überkommene christlich-abendländische Aneignungsgesinnung statt sie in Frage zu stellen. Der Mensch gilt nun als homo faber, als jenes Mängelwesen, das einer ihm fremden und feindlichen Umwelt ausgeliefert ist, sich sozusagen wehren muss und deshalb beim Ausgriff auf seine Umwelt mit ethischen Fragen nicht behelligt gehört. Auch hier ist man also auf Beruhigung aus, darauf, dass unser Verhältnis zur Natur im Grunde geklärt ist und nicht weiter bedacht werden muss, dass eine Neubesinnung im Zeichen der gegenwärtigen Umweltzerstörung überflüssig ist, dass wir in unserem Egoismus nicht etwa maßvoller, sondern nur cleverer werden müssen.

Spr. 1

Bei Lichte betrachtet sprengt eine Naturkatastrophe aber derartige gedankliche Schutzräume. Sie liefert allenfalls die Frage, nicht schon die Antwort, in welchem Verhältnis zur Natur der Mensch steht und in welches er

sich setzen muss. Als Ereignis der Natur bleibt die Katastrophe unvereinbar mit menschlichen Sinnerwartungen, beweist nichts, weder die friedliche Kooperation noch den Antagonismus. Beide Schlussfolgerungen sind feindliche Brüder, gänzlich anthropozentrische, voreilig und falsch gewählte Alternativen - Alternativen, die sich darin treffen, die sinnlose Koexistenz von Mensch und Natur nicht wahrhaben zu wollen.

Spr. 2

Lässt man solch antiquierte Denkmuster hinter sich, so ist die Natur keine Einrichtung im Dienste des Menschen, auch keine Gegenspielerin, sondern das, das was gleichursprünglich mit und in uns da ist, unseren Lebensraum absteckt, unsere Lebensmöglichkeiten bestimmt und uns schon deshalb durchdringt, weil wir als Leibwesen selber Teil von ihr sind. Die uns natürlich umgebende Welt ist deshalb nicht die beste aller möglichen, wie Leibniz räsionierte, auch nicht die schlechteste, wie Schopenhauer polemisch dagegenhielt, sondern die einzige: die Welt, in der wir und von der wir leben. Aus der Tatsache, dass es menschliche Eingriffe sind, die sogenannte 'ökologische Gleichgewichte' außer Kraft setzen, folgt nicht, dass die Erde ohne schädliches Zutun des Menschen ein Ort der Geborgenheit wäre, in dem man sich einer höheren Fürsorge sicher sein könnte. Und aus der Tatsache, dass nicht alles zu unserer Bequemlichkeit eingerichtet ist, die Natur sich nicht jederzeit als kooperativ erweist, folgt umgekehrt nicht, dass sie uns feindlich gesinnt wäre, wir ihre Gleichgültigkeit moralisch interpretieren und ihr diese sozusagen mit gleicher Münze zurückbezahlen dürften.

Spr. 1

Wenn heute, angesichts der flagranten Umweltzerstörung, ein anderes Verhältnis zur Natur angemahnt wird, so gründet es genau in dieser Offenheit, darin, dass wir unser Verwiesensein auf sie anerkennen, ohne zu beruhigenden Theorieformeln Zuflucht zu nehmen. Nur so könnte uns die

Natur tatsächlich näher rücken: indem wir sie nicht in das heillose Selbstgespräch der Ratio ziehen, sondern sie in ihrem Anderssein sein lassen. Nach guten Gründen zu suchen, eine theoretische Absicherung dafür zu verlangen, dass wir unserer Umwelt verantwortungsvoll begegnen müssen, hieße hingegen, sich ihr gegenüber auf neue Art zu verschließen, sie in allzumenschliche Ordnungsstrukturen und Erwartungshorizonte zu zwingen, Wasser auf die Mühlen der argumentativen Selbstimmunisierung zu gießen, die den Abstand zur Natur, auch der in uns selbst, bislang immer nur vergrößert hat. Fern davon, nach effektiveren Rasonnements zu verlangen, bestünde ein 'Umdenken', das diesen Namen verdient, in einem Seinlassen der Natur als Natur, in einem Weltbezug, der die irreduzible Andersheit der Natur respektiert, keinen Sinn in sie hineinlegt und aus dessen Abwesenheit kein Recht zur Verfügung ableitet.

Spr. 2

Das heißt nun nicht, dass man aufhören sollten, nach den menschlichen Eigenanteilen an Naturkatastrophen zu suchen und diese so gut es eben geht, zu reduzieren. Es heißt ebenso wenig, dass die Klagen über die schrecklichen Folgen solcher Ereignisse anachronistisch und deshalb überflüssig wären. Aber vielleicht wären es dann auch mal Klagen über das Leid, das den betroffenen Menschen widerfährt, und nicht nur Vorwärtsverteidigungen des Besserwissens, Schaukämpfe unter dem Feldzeichen der Theodizee, die sich für die Niederungen des konkreten Lebens noch nie interessierte.